

I. 161.

## **Ewald Maier**

### **Bermatingen**

## **Die Familie des Werwolfs**

*Er erlebt das Kriegsende 1945 als 13-Jähriger in **Rheinfelden**. Im Haus der katholischen Eltern wohnt außer ihnen noch eine Familie überzeugter Nazis, der Vater in der SS und für seine Arbeit in einer Firma UK-gestellt, die Mutter eine fanatische Nationalsozialistin. Als die Franzosen nahen und überall weiße Fahnen herausgehängt werden, reißt sie die Fahne am Haus herunter, schreit: „Mein Vaterland stirbt!“, und schreibt alle „Verräter“ auf. Ihr Mann ist als „Werwolf“ im Wald untergetaucht. Bei einer Razzia wird sie mitgenommen und eingesperrt, ihre beiden Kinder der Familie Maier überlassen. Irgendwann stellt sich der Mann, die Frau wird entlassen – und sieht langsam ein, wie falsch sie lag. Verhältnis bessert sich. Der 13-Jährige wird zu Bauern in **Minseln** gegeben: Arbeit zu hart, Gefahr durch Tiefflieger. Mutter holt ihn wieder zurück. Dann geht er mit einem Bekannten nach **Weil-Friedlingen**, um aus dem evakuierten Haus noch Sachen zu holen. Sehr gefährliche Sache, da das Haus mittlerweile in der Hauptkampflinie liegt, rückkehrende Bomber, von **Schweizer Flak** beschossen, werfen ihre Zusatztanks ab. **Rheinfelder** Zwangsarbeiter werden in die Schweiz geführt, in Rheinfelden sind außerdem französische und 1000 russische Kriegsgefangene. Franzosen kommen über den Dinkelberg. Panzergraben zwischen **Degerfelden** und **Sägemühle**, Holzbrücke darüber wird noch gesprengt. Franzosen nahen mit den Panzern durch den Wald, Volkssturm löst sich auf: keine Gewehre. Männer mit weißen Fahnen übergeben die Stadt, Panzersperren müssen weggeräumt werden. Endlose Kolonnen, Plünderung von Wertsachen – wie es die Wehrmacht in Frankreich auch gemacht habe.*

Die Geschichte, von der zwei Familien betroffen waren, die zusammen in einem Wohnhaus lebten, hatte eine Vorgeschichte schon während der vorangegangenen Kriegsjahre. Sie fand ihren dramatischen Höhepunkt eben in den Tagen des Kriegsendes.

Die Familie R, der Vater Meister in einer Fabrik, war in der Partei. Nach seinem Einsatz in Frankreich war er als SS-Angehöriger UK gestellt worden und damit für die Firma unabhkömmlich. Seine Frau, eine große blonde stattliche Person, war sich mit ihren beiden ebenfalls blonden Buben ihrer Sendung im damaligen arischen Partei Umfeld wohl bewusst - also eine Familie nach dem Muster des damaligen Regimes.

Darunter im Haus wohnte die Familie M. Sie war nicht mehr vollständig. Der Vater war an der Front in Russland, und die Mutter musste ihre vier Kinder allein durchbringen. Dazu kam ein ganz besonderer Makel dieser Familie unter den Gesichtspunkten des damaligen Regime: Sie war katholisch und pflegte sonntags die Messe zu besuchen. Sie gehörte zu den Schwarzen, für die nach dem Krieg besondere Prozeduren vorgesehen waren - ein Affront gegen die Parteitreuen im gleichen Haus. So war es denn, dass während der gesamten Kriegsjahre eine gewisse Spannung bestand. Nur war der eine Vater in Sicherheit, der andere blieb in Russland.

Nun, so ganz sicher, wie die damalige Propaganda den Endsieg verkündete, waren sich die Nationalsozialisten an der Heimatfront nicht. Schon Monate vor dem Kriegsende begannen seltsame Aktivitäten in den Wäldern. Eine Anzahl von SS-Männern, die in den Betrieben ihre Aufgaben hatten, begannen an Abenden, an Samstagen und Sonntagen in den umliegenden Wäldern Unterstände, Verstecke und unterirdische Gänge zu graben und sich auf Aktionen als Werwölfe hinter den feindlichen Linien einzurichten. Diese Zeit war nun im April 1945 gekommen.

Zum Zeitpunkt des Einmarsches der französischen Armee sind diese Herren in Uniform und bewaffnet in ihren Verstecken untergetaucht. Zu Hause blieben ihre Familien alleine zurück. Eine ganz neue Situation hatte sie unvermittelt erreicht. Beim Einmarsch der feindlichen Truppen mit ihren Fahrzeugkolonnen, denen man nun Stunde um Stunde auf den Durchgangsstraßen der Stadt zusehen konnte, hängte die Bevölkerung überall weiße Fahnen aus den Fenstern. Das tat auch die überwiegende Mehrheit der vielen treuen Nationalsozialisten.

Nicht so die Frau unseres Werwolfs im besagten Haus. Sie besah sich den endlos scheinenden Einmarsch, war ganz außer sich und schrie: „Mein Vaterland stirbt! Mein Vaterland stirbt!“ Sie riss das weiße Betttuch herunter, das meine Familie an einer Stange aus dem Klofenster gehängt hatte. Auch der Partei zugehörige Familien der Nachbarschaft hatten zu ihrem Entsetzen die weiße Fahne rausgehängt. Sie holte sich ein Notizbuch, in das sie alle in der Gegend aufschrieb, die eine weiße Fahne gehisst hatten. Wenn die Deutschen wieder kämen, würden diese alle hingerichtet, so war ihr drohender Ausspruch. Äußerst empört war sie wegen des Verrats, den damit ihrer Parteifreunde begingen.

In den Tagen nach dem Einmarsch wurden nach und nach alle Parteigenossen, die zu Hause in ihren betriebswichtigen Funktionen verblieben waren, durch bewaffnetes Militär auf Lastwagen abgeholt. Für sie folgte die Einweisung in Lagern, Untersuchung ihrer Vergangenheit, Gerichtsverhandlung und Entnazifizierung.

Unser Werwolf war noch nicht aufgetaucht. Die Besatzer fürchteten jedoch mögliche Angriffe aus dem Untergrund und begannen, nach ihnen zu suchen. Sie mussten annehmen, dass die Werwölfe zeitweise zu ihren Familien zurückkehren könnten, auch um sich mit Lebensmitteln zu versorgen. Einige Zeit später - man konnte tagsüber wieder auf die Straße, um etwas zu erledigen - kam ich, der ich mich an diese Vorgänge genau erinnere, gerade nach Hause.

Schon aus ziemlicher Entfernung sah ich einen Lastwagen auf das Haus einschwenken. Etwa 20 bewaffnete Soldaten sprangen von der Ladefläche. Am Zaunende zum Nachbargrundstück war eine Lücke. Dort am leichten Hang richteten sie ein Maschinengewehr ein, das auf das Haus gerichtet war. Sie umstellten das Haus, durchsuchten die beiden angebauten Nebengebäude und drangen in das Haus wie in eine Festung ein. Links und rechts der Treppe in die obere Wohnung standen Soldaten mit aufgefplanten Bajonetten. Man durchsuchte Speicher und Keller und stellte alles auf den Kopf.

Nach einiger Zeit erschien ein deutscher Unterhändler mit der Frau und den Kindern vor dem Haus. Die Frau in ihrem unveränderten Kampfbewusstsein schrie vor dem Haus: „Erschießt uns doch gleich vor dem Fenster dieser schwarzen ...!“ An den kräftigen Ausdruck konnte ich mich nicht mehr genau erinnern. Der Deutsche allerdings antwortete: „So schnell erschießen wir nicht.“

Nun standen die Frau und die Kinder vor dem Haus. Was soll aber mit den beiden Buben geschehen, da es offensichtlich war, dass die Frau verhaftet wurde. Der Unterhändler wandte sich an meine Mutter, ob sie die Kinder zunächst übernehmen wolle, bis weiteres geklärt sei. Es war keine Frage, meine Mutter übernahm die beiden, und von nun an waren wir sechs Kinder. Keine leichte Aufgabe zu der Zeit, zumal bei dem Vorgang auch unsere Vorräte im Keller verschwanden.

Die Frau wurde zusammen mit anderen Werwolfrauen in das Feuerwehrhaus eingeliefert. Man hat sie sozusagen als Geiseln genommen. Oben unterm Dach waren sie einquartiert, konnten aber auf die Straße sehen. Am Sonntag richtete meine Mutter etwas zu essen und ich musste Frau R. das Mittagessen bringen. Am Nachmittag begaben wir uns - die Mutter mit allen Kindern - in die Schulstraße (heute Hardtstraße), denn dort liegt das Feuerwehrhaus. So konnte Frau R. ihre Kinder sehen. Die Kinder allerdings durften ihre Mutter nicht sehen - das hätte einen neuerlichen Schock für sie bedeutet.

So gingen einige Tage ins Land, als es eines Nachts an unser Schlafzimmerklappten klopfte, das im Erdgeschoß lag. Mein Mutter fragte: „Wer ist da?“ – „Ich bin's, der K. W.“ - auch einer der Werwölfe. „Der K.R. schickt mich: Ich soll fragen, wie es der Frau geht und wo die Kinder sind.“ Meine Mutter antwortete: „Sagen sie ihm, seine Frau sei im Feuerwehrhaus eingesperrt und die Kinder sind bei mir, und wenn die Kinder nicht noch mehr als das ‚Vater Unser‘ lernen sollen, dann soll er sich endlich stellen.“

Der nächtliche Besucher verschwand, und es war wieder einige Tage Ruhe. Inzwischen wurde durch das Bürgermeisteramt festgelegt, dass die Kinder offiziell bei uns sein sollten. Wieder einige Tage später kam des Nachts ein Mann aus Lörrach. Er solle im Auftrag des Vaters K.R. die Kinder holen. Er sagte: K.R. sei bei ihm nachts barfuß eingetroffen, die Franzosen hätten sie in den Wäldern aufgespürt und gejagt, und er sei entkommen. Er wollte meiner Mutter Geld geben und die Kinder mitnehmen. Meine Mutter sagte: „Die Kinder hat mir die Gemeinde offiziell anvertraut“ - seine Frau komme nur frei, wenn er sich endlich stellen würde. Ob er wohl glaube, dass noch irgend etwas zu retten wäre. Außerdem würde sie nun wissen, wo er sich aufhalte.

In der Absicht, dem Treiben ein Ende zu machen, begab sie sich am nächsten Tag auf das Rathaus. Gerade in dem Moment, als sie beim Bürgermeister eintreten wollte, kam K.R. im Rathaus an, um sich zu steilen. Der Bürgermeister verständigte die Militärbehörde, und so wurde er kurz darauf abgeholt. Die Frauen waren inzwischen wegen der Unsicherheit der Lage in verschärften Arrest genommen und im Hause Krauseneck in den Kohlenkeller verlegt worden. Dort hinter den Abgrenzungswänden, hinter denen sonst die Kohlen lagerten, waren sie eingesperrt. Dorthin hat man nun K.R. gebracht.

Die Franzosen, damals auch nicht von der feinsten Art, schickten zwei Schläger, die ihn vor der Absperrung der Frauen niederschlugen und traktierten, bis er schrie. Dann hoben sie die Absperrbretter und entließen seine Frau nach Hause. Ganz aufgelöst traf die Frau bei meiner Mutter ein. Die nächsten Tage war sie nicht fähig, ihre Hausarbeit wieder aufzunehmen und blieb zunächst in unserer Wohnung bei ihren Kindern. Meine Mutter bemühte sich um sie.

Erst nach einiger Zeit konnte sie ihre Wohnung wieder instand setzen, die im Zuge der Verhaftungsaktion vollkommen durchwühlt war. Ihr Mann kam in ein Lager bei Freiburg und wartete dort mehrere Monate auf sein Entnazifizierungsverfahren. So nach und nach kehrte auch für die nun schwer geprüfte Frau die Erkenntnis ein, dass der Krieg endgültig verloren war und sie einer Ideologie verfallen war, die unsagbares Leid über Menschen der ganzen Welt gebracht und unser Land in eine katastrophale Ruinenlandschaft verwandelt hatte. Als der Mann nach einigen Monaten aus der Haft entlassen wurde, gab es für ihn wie für viele andere keine Arbeit. Zu damaliger Zeit hätte er als ehemaliger Nationalsozialist schwer in seiner ursprünglichen Umgebung bestehen können. Deshalb verließ die Familie alsbald die Stadt.

Zu meiner Mutter blieb aber ein freundschaftlicher Kontakt noch viele Jahre erhalten.

Eine bemerkenswerte Episode in diesem Zusammenhang war der Zeitpunkt, als sich die ehemaligen Parteifreunde wieder zusammenfinden wollten. Eine befreundete Frau, deren Mann ebenfalls SS-Mann war, der aber nicht dem Werwolf angehörte, sollte nach der Verhaftung der Frau deren Kinder übernehmen. Sie bestritt jedoch energisch, dass sie mit dieser Familie etwas zu tun hatte, und weigerte sich, die Kinder ihrer Freunde zu betreuen. Auch dies war für unsere Mitbewohnerin eine herbe Enttäuschung. Trotzdem versuchte diese Dame nach einiger Zeit, den Kontakt mit ihren ehemaligen Parteigenossen wieder aufzunehmen.

Im Hausflur unseres Hauses entwickelte sich ein Streitgespräch zwischen den drei Frauen um die Frage, ob die Freundin ihre Beziehung zu dieser betroffenen Familie geleugnet und sich geweigert hatte, die Kinder zu betreuen. Meine Mutter fragte die Mitbewohnerin, wem sie nun glaube: ihr oder der ehemaligen Freundin. Worauf diese sagte, dass sie meiner Mutter glaube. Damit war die Freundschaft mit den ehemals ideologisch Gleichgesinnten beendet und eine Annäherung an die ehemals Geächteten weiter gefestigt. Man muss sich vorstellen, welche Umwälzung in der Auffassung von Menschen vorstatten ging, die dem damaligen Regime mit voller Überzeugung angehörten und bedingungslos dienten. Sie erwarteten den Endsieg und eine alles umfassende Gültigkeit ihrer Ideen zumindest in ganz Europa.

### **Herbst 1944 bis Frühjahr 1945**

Im Herbst 1944 war ich noch Schüler und gerade 13 Jahre. Die Lebensmittel waren schon knapp. Die Schule war wegen der täglichen Tieffliegerangriffe auch auf die Zivilbevölkerung und wegen fehlender Kohlen für die Schulheizung geschlossen. So dachte meine Mutter, es sei gut, wenn ich zu einer Bauernfamilie nach Minseln gehen, um dort mitzuhelfen und etwas besseres Essen zu bekommen.

Der Bauer, der auch noch in der Fabrik arbeitete, war mit meinem Vater bekannt. Die Arbeit dort war alles andere als die gedachte Besserung der Lebensverhältnisse. Sie begann frühmorgens vor sechs Uhr mit dem Ausmisten des Kuhstalls. Für meine damals geschwächte Konstitution eine schwere Arbeit.

Das Essen war zugegebenermaßen besser als zu Hause, aber das Arbeit wie ein Erwachsener brachte insgesamt keinerlei Besserung für mich. Zudem musste ich der Bauernfamilie auch noch die Lebensmittelkarte mitbringen, die, so hatte meine Familie gehofft, ihnen eine Besserung bei den knappen Rationen bringen sollte. Auf dem Bauernhof waren genügend Grundlebensmittel vorhanden, und sie hätten gut darauf verzichten können.

Eine schwere Arbeit war das Laden von Mist oder Jauche, um die Fuhre dann mit zwei Rindern auf die Felder zu führen. Auch war diese Arbeit bereits mit der Gefahr von Angriffen durch Tiefflieger verbunden. Eines Tages war eine Ladung Mist auf die Anhöhe oberhalb des Dorfes zu fahren. Dort angekommen folgte auch eine der beiden älteren Töchter des Bauern. Wir sollten gemeinsam den Wagen entladen und auf dem Feld verteilen, als plötzlich Flugzeuglärm zu hören war. Über dem Hügel tauchten neun Jabos (Jagdbomber) auf.

Man muss wissen, dass damals entlang aller wichtigen Straßen in Abständen von etwa 25 Meter winklige Schutzgräben ausgehoben wurden, um bei solchen Angriffen schnellstmöglich in einem solchen Graben Schutz suchen zu können. Wir waren nun auf dem Acker, und nur die großen Obstbäume, die in einer Reihe standen, boten etwas Deckung. Die Flugzeuge flogen im Kreis so um unser Platz und so nieder, dass man in die Augen der Piloten sehen konnte. Wenige Sekunden später fielen in einiger Entfernung Bomben, und man hörte das Feuer der Bordkanonen. Ich brachte den Wagen mit dem Vieh, so gut es ging, unter den Bäumen in Deckung. Der Anflug der Maschinen erfolgte aufs Neue, und wir drückten uns an einen dicken Stamm - immer so, dass wir auf der den Flugzeugen abgewandten Seite waren. Noch konnten wir nicht wissen, ob bei dem Angriff auch wir ins Visier der Flugzeuge geraten.

Noch einige Mal flog die Formation an uns vorbei, ohne uns jedoch direkt anzugreifen. Da zur damaligen Zeit selbst einzelne Personen auf dem freien Feld beschossen wurden, waren unsere Ängste nur zu berechtigt. Später erfuhren wir, dass der Angriff einer militärischen Anlage auf der Höhe des Dinkelberges galt, die zur Früherkennung einfliegender Flugzeuge diente. Da meine Arbeit auf dem Bauernhof nicht nur schwer, sondern zu jener Zeit auch noch gefährlich war, empfahl mir meine Mutter, die Arbeit dort wieder aufzugeben.

### **Ein Besuch an der Westfront**

Gegen Ende des Jahres 1944 rückte die Front an den Rhein vor. Die Dörfer und Städte rechts des Rheines lagen nun unter dem Feuer der gegnerischen Artillerie und der Mörser. Der Frontverlauf an der badisch-elsässischen Grenze blieb längere Zeit bestehen. Viele Menschen mussten dort wiederum evakuiert werden, wie das bereits 1940 zum ersten mal der Fall war. Viele Häuser waren schon zerstört. Immer wieder versuchten Bewohner dieser Orte, nachträglich noch irgend etwas zu

holen, was sie bei der Flucht nicht mitnehmen konnten. Auch die Stadt Lörrach lag damals bereit unter Beschuss der Artillerie.

Ein Arbeitskollege meines Vaters, der seine Wohnung in Weil-Friedlingen hatte und bereits evakuiert war, musste viele ihm wichtige Dinge dort zurück lassen. Er kam eines Tages und fragte bei uns an, ob ich mit ihm mit einem Handwagen dort hin gehen könnte, um noch einige ihm wertvolle Sachen zu holen. Meine Mutter willigte ein, war sich aber der dabei für mich bestehenden Gefahr nicht bewusst. Für mich als junger Mensch schien eine solche Aktion eher interessant als gefährlich.

An einem Samstag machten wir uns auf den Weg. Über Degerfelden ging es in Richtung Lörrach. Bereits auf der Anhöhe oberhalb des Gasthauses „Waldhof“ tauchten die gefürchteten Jabos auf. Wir suchten Schutz im angrenzenden Wald, da etwa wo heute die Autobahn verläuft. Als die Gefahr vorüber war, ging es weiter Richtung Lörrach. Durch die Stadt eilten wir in Furcht vor dem Beschuss der Artillerie, deren Granaten immer wieder unerwartet auf Straßen und Plätzen einschlugen.

Wir erreichten den Eisenbahntunnel von Stetten nach Weil. Unser Handwagen ratterte über die Schwellen zwischen den Geleisen. Aber wir kamen im Schutz des Tunnels unbeschadet nach Weil. Inzwischen war es Abend, und wir gelangten bereits bei Dunkelheit unmittelbar an der Schweizer Grenze zu den Ausfallgeleisen, auf denen noch Wochen zuvor gewaltige Gütermengen in beiden Richtungen zwischen Deutschland, der Schweiz und Italien bewegt wurden. Es war eine seltsam trügerische Ruhe in diesem abgelegenen Kriegsgebiet.

Das Haus, das wir besuchen wollten, lag auf der gegenüberliegenden Seite der etwa 30 parallelen Geleise des Verschiebebahnhofes. Gerade wollten wir den Damm ersteigen, auf dem die Geleise lagen, als wir von einem Posten angerufen wurden: „Halt Parole!“ Wir erwiderten, wir seien Zivilisten und wollten auf der anderen Seite in der Nacht noch etwas aus dem Haus holen. Er verlangte den Ausweis des Bewohners, machte aber deutlich, dass wir uns an der HKL (Hauptkampflinie) befänden und jederzeit Artilleriebeschuss eintreten könne. Auch bei Dunkelheit konnte man erkennen, dass schon viele Häuser beschossen waren und die Dächer fehlten.

Wir überquerten nun das Bahngelände - allerdings ohne den Handwagen, der blieb bei einigen Siedlungshäusern, die im Schutz des hohen Bahndamm lagen. Zwischen den Geleisen hatten Soldaten Unterstände ausgehoben und mit Bahnschwellen abgedeckt. Nachdem wir den Damm überquert hatten, war es noch eine kurze Strecke, die uns zwischen den Gärten zu dem Haus führte. Es war schon Vorsicht geboten, denn in den Gärten waren bereits Einschlagtrichter von Granaten zu sehen. Im Haus angekommen, musste ich sofort den Keller aufsuchen, denn es konnten jeden Moment Granaten einschlagen. Das Haus lag nur wenige hundert Meter vom Rhein entfernt, und auf der anderen Rheinseite waren damals bereits schon die Feinde.

In Hüningen, das auf der anderen Rheinseite liegt, waren auf verschiedenen Gebäuden Beobachter postiert, und wo sich auf unserer Seite etwas bewegte, wurde mit Beschuss geantwortet. Der Hausbesitzer brachte einen Bund Stroh und richtete mir in einer alten Badewanne eine Schlafstatt ein,

und so verbrachte ich einen Teil der Nacht im Keiler. Einige Male krachte es während der Nacht, und in nicht allzu weitem Abstand schlugen Granaten ein. Die Einschläge waren aber nicht so häufig und die Nacht doch verhältnismäßig ruhig.

Der Hausbesitzer stellte derweil alles zusammen, was er noch für wichtig erachtete, es mitzunehmen. In aller Frühe begann er die Sachen über die Bahngleise zu tragen. Der Posten, der hier Wache hielt, mahnte uns, bis 4 Uhr morgens alles beendet zu haben, weil dann die Gegend von der anderen Seite eingesehen werden könne und dann mit Sicherheit auf uns geschossen würde. So transportierte auch ich einige Kartons über die vielen Geleise.

Als es heller wurde, waren wir im Schutz des Dammes. Unweit unseres Transportweges in Richtung Basel befand sich quer über das Gleisareal ein Zaun, der die Grenze zur Schweiz markierte. Sie bot uns einen gewissen Schutz, da nicht zu erwarten war, dass es unmittelbar an der Grenze zur Schweiz zu gefährliche Situationen kommen könnte. Es war mittlerweile Sonntagmorgen, und wir begannen unsere Sachen auf den Handwagen zu laden. Bis alles aufgeladen und einiges bei einer dort noch wohnenden Familie untergebracht war, ging es schon gegen Mittag. In der Schweiz läuteten die Kirchenglocken von vielen Türmen wie zur Friedenszeit. Aus einem kräftigen Lautsprecher ertönte irgendwelche Jazz- Musik, und in unserer Gegend krachte es da und dort. Eine wahrhaft groteske Situation in einem Kriegsgebiet.

Eine neue Überraschung erreichte uns, als wir gerade mit unserm Wagen abfahren wollten. In diese Szenerie hinein erschienen über uns feindliche Doppelrumpfmaschinen, die offensichtlich aus Richtung Deutschland kommend in die Schweiz einflogen. In die sonntägliche Musik von Kirchenglocken und Lautsprecher fiel nun schwere Schweizer Flak mit Sperrfeuer auf die Flugzeuge ein. Die Verletzung ihres Luftraumes beantwortete die Schweiz stets mit heftigem Abwehrfeuer. Also bot sich uns nun ein noch erschreckenderes Getöse.

Die Flugzeuge, es waren etwa fünf, bogen nun auf deutsche Gebiet zurück. Unmittelbar über uns klinkten sie etwas aus, was man für Bomben halten konnte. Ich sah ein solches Objekt, das direkt auf mich zu flog. In Unkenntnis der Sachlage machte ich keine Anstalten, mich hinzulegen, wie es ein ausgebildeter Soldat unverzüglich getan hätte. Ich sah also wie das Projektil auf mich zu kam und nur 50 Meter entfernt unmittelbar vor einer Haustür aufschlug, 50 cm aufsprang und dann zur Seite kippte. Zwei Soldaten, die mit einer Anzahl Essensgeschirren mit den Fahrrädern wenige Meter von der Aufschlagstelle vorbeikamen, stoppten erschreckt ,warfen ihre Räder samt den Kochgeschirren zu Boden und rannten davon, so schnell sie konnten. Nun war es auch mir klar, dass ich, so rasch es ging, verschwinden sollte, und ich folgte den beiden.

Inzwischen kamen in der Gegend noch einige solcher Dinger vom Himmel. Ein anderer Wehrmatsangehöriger näherte sich vorsichtig dem Objekt. Es hätte eine Bombe mit Zeitzünder sein können. Dieser kannte offensichtlich den Gegenstand und identifizierte ihn als Treibstoffzusatztank, wie sie an die besagten Flugzeuge zur Vergrößerung der Reichweite angehängt wurden. Durch den Beschuss durch die Flak haben die Piloten diese abgeworfen, um ihre Geschwindigkeit zu erhöhen und zu entkommen.

Es waren wohl Flugzeuge, die ihre Bombenlast bereits über deutschen Orten abgeladen hatten und auf dem Rückflug waren. Natürlich war dieser Vorgang ein neuer Schrecken für uns, und so machten wir uns mit unserem Handwagen sofort auf. Es gab keinen andern Weg, als unmittelbar an dem noch immer gefährlich erscheinenden Objekt vorbeizufahren, was wir mit einer gewissen Angst taten. Wir folgten einem schmalen Weg entlang der Grenze, kamen wieder nach Altweil, dann zum Tunnel und auf demselben Weg zurück nach Rheinfelden. Spät abends war dann der gefährliche Wochenendausflug beendet.

### **Frühjahr 1945**

Nachdem das Elsass durch die französische Armee besetzt war, verlief die Hauptkampflinie einige Zeit unmittelbar am Rhein. Die deutschen Orte lagen in dieser Zeit immer wieder unter dem Beschuss der Artillerie. Es kamen (außer ein paar Spähtruppen) noch keine Truppen über den Rhein. In Südbaden lag damals noch etwa 80 000 Mann deutsches Militär.

In der Stadt Rheinfelden befanden sich noch mehrere Tausend Zwangsarbeiter aus verschiedenen Staaten Europas. Dazu noch französische und etwa 1000 russische Kriegsgefangene. Man befürchtete, dass diese große Zahl von Fremdarbeitern und Gefangenen schon vor dem Einmarsch alliierter Truppen die Bevölkerung der Stadt terrorisieren könnten. Deswegen wurden Transporte zusammengestellt und die Fremdarbeiter aus der Stadt verbracht. Wohin diese kamen, ist mir nicht bekannt. Den Abmarsch der Russen in Fünferreihen durch die Stadt konnte ich selbst miterleben. Sie wurden am Zoll den Schweizer Behörden übergeben, die sie nach damaliger Aussage bis zum nahen Kriegsende interniert hielten. Die Stadt war also rechtzeitig vor dem Eintreffen der Franzosen weitgehend frei von Gefangenen und Zwangsarbeitern.

Der Angriff über den Rhein erfolgte mehr im Norden, und so schoben sich die französischen Truppen langsam nach Südbaden vor. Über den Dinkelberg rückten sie auf die Stadt Rheinfelden zu. Zwischen der Ortschaft Degerfelden und der Sägemühle war quer durch das Tal ein Panzergraben von der Zivilbevölkerung, also von alten Männern, Frauen wie auch von Jugendlichen, ausgehoben worden. Er war etwa drei bis vier Meter tief und das Erdreich auf der Dorfseite wiederum einige Meter hoch aufgeschüttet. Ein entsprechender Graben war beim Markhof bei Herten und dem Ort Wyhlen zwischen Berg und Rhein ausgehoben worden.

In der Stadt selbst wurden in den Querstraßen Panzersperren errichtet. Dazu wurden tiefe Gräben ausgehoben, dicke Baumstämme eingesetzt und mit Feldsteinen dazwischen verstärkt. An allen öffentlichen Plätzen, im Stadtgarten, in der Rudolf-Vogel-Anlage, bei der Post, auf dem Oberrheinplatz, beim Brunnen, wo heute das Rathaus steht, und an mehreren anderen Orten wurden Schützengräben ausgehoben und die Stadt in den Verteidigungszustand gebracht.

Die deutsche Präsenz an Militär bestand noch aus einer Kompanie und den Bewachungsmannschaften der Gefangenen. Der Volkssturm, der auf dem Schulhof um Bürgermeister Weiß versammelt war, hatte kein Konzept für eine Stadtverteidigung. Die älteren Männer besaßen keine Waffen und die originale Aussage des Bürgermeisters lautete: „Gewehre haben wir keine, und

mit Regenschirmen kann man nicht schießen.“ An eine Verteidigung war also nicht zu denken - und das war gut so.

Über den Panzergraben bei Degerfelden hinweg wurde der noch verbliebene Verkehr mit einer Holzbrücke aufrechterhalten. Beim Herannahen der französischen Truppen über den Waidhof erschien als erstes ein Panzerspähwagen in Sichtweite des Panzergrabens. Eine Verteidigung war hier jedoch nicht aufgebaut, es war kein Militär in Stellung. Ein deutscher Geländewagen näherte sich der Holzbrücke, und die Insassen sprengten diese in die Luft. Die Beobachter im Spähwagen, wohl durch die Explosion erschreckt, wendeten und fuhren davon.

Es war den Franzosen nicht der Mühe wert, den Panzergraben einzuebnen, denn über die Verbindungswege durch die Wälder erschienen sie andern Tags vor der Stadt. Bald war auch die Artillerie vor der Stadt in Stellung gegangen, und es drohte der Beschuss. Offensichtlich gab es Informationen, die der Stadt übermittelt wurden, dass die Stadt übergeben werden müsse oder beschossen werde. Wenig Zeit blieb, bis eine Gruppe beherzter Männer sich mit weißer Fahne in Richtung Wichsmühle auf den Weg machten.

Sie führten dort die Verhandlungen, besser gesagt, ihnen wurde befohlen, was zuvor noch zu tun sei, bevor dann die Stadt zu übergeben sei. Ein Punkt war auch die sofortige Entfernung sämtlicher Panzersperren in der Stadt. Dies war damals eine noch schwerere Arbeit als die Errichtung der Sperren, da der Abbau nun in kürzester Zeit zu erledigen war.

Der Einmarsch erfolgte in endlosen Kolonnen, die sich teilweise auch in Richtung Beuggen weiter bewegten. Als die Franzosen sich in der Stadt eingerichtet hatten und eine Anzahl Häuser und Wohnungen beschlagnahmt waren, begannen die Besatzungstruppen die Häuser zu durchsuchen. Was an Schmuck, Uhren und an sonstigen Dingen irgendwie wertvoll erschien, verschwand in ihren Hosentaschen. Auch unser Haus wurde nach wenigen Tagen durchsucht. Drei Mann erschienen bewaffnet, ihr Ziel war das Schlafzimmer. Sie warfen ihre Gewehre auf die Betten und öffneten alle Schränke, zogen alle Schubladen heraus. Einer davon entdeckte ein Etui mit einem Ring, den meine Mutter als wohl einziges Schmuckstück von einer früheren Freundin geschenkt bekam. Er verschwand in seiner Hosentasche. Kurz zuvor meinte meine Mutter noch, dies sei das einzige Stück, das bei einer Razzia in deren Hände fallen könnte.

Bei all dem stand ich unter der Schlafzimmertür und sah dem Treiben mit ungutem Gefühl zu. Sie fragten mich auch nach Uhren, denn die waren besonders geschätzt. Ich schüttelte den Kopf wohl wissend, dass ich meines Vaters Taschenuhr gut versteckt hatte. Manche der Soldaten hatten sich Armbanduhr umgelegt, die vom Handrücken bis über den Ellenbogen reichte. Einer meinte, seine Mutter würde sich sehr freuen, wenn sie so viele Uhren geschenkt bekäme.

Über dergleichen könnte ich auch von deutschen Soldaten berichten, die sich in Frankreich in gleicher Weise bedient hatten. Als mein Vater 1943 aus Frankreich in Urlaub kam und ein Bekannter von dort zur gleichen Zeit, fragte dessen Frau ihn: „Was hast du denn deiner Frau mitgebracht?“ Die Antwort

meines Vater war: „Zu kaufen gab es da nichts, und gestohlen habe ich nicht.“ Ein nicht seltenes Mitbringsel waren Pelze aus den Schränken französischer Damen. Das soll nur besagen, da da wie dort eben zu all den Übergriffen gekommen ist, die ein Krieg immer mit sich bringt und die wir in heutiger Zeit hoffentlich überwunden haben.

***Ewald Maier***